

Brühler Heimatblätter

für den Bereich der Stadt und des ehemaligen kurkölnischen Amtes Brühl

Herausgeber: Brühler Heimatbund. Geschäftsst.: Brühl, Kierberger Bahnhofstr. 153, Tel. 441 71

Schriftleitung: Jakob Sonntag, Brühl, Königstraße 23, Telefon 4 43 66

Druck: Druckerei Krischel Nachf. Rudolf Kattein, Brühl, Kölnstr. 139. Postverlagsort Köln.

Einzelpreis 60 Pf

Nr. 1

Januar 1968

25. Jahrgang

Vom Sinn historischer Rückschau

Festsprache anläßlich der 900-Jahr-Feier von Brühl-Vochem

von Fritz Wündisch

Wann eine Stätte zum allerersten Male besiedelt worden ist, läßt sich fast nie mit einer Jahreszahl belegen. Zumal in unserem Rheinland, das so reich ist an geschichtlicher Überlieferung, sind die Anfänge fast aller heutigen Städte und Dörfer von den undurchdringlichen Nebeln schriftloser Vorzeit verhüllt. Deshalb berechnen Historiker das Alter einer Ortschaft nicht nach dem Jahre der ersten Besiedlung, sondern nach dem Jahre der ersten urkundlichen Erwähnung.

Erstmals erwähnt wird der heutige Ort Vochem — als *curtis Vochene* — in einer Urkunde, die im Jahre 1067 ausgestellt worden ist. Mit Fug und Recht kann deshalb Vochem in diesem Jahre 1967 eine 900-Jahr-Feier begehen. Daß der Ort schon seit langen Jahren keine selbständige Gemeinde mehr ist, sondern einen Teil der Stadt Brühl bildet, ist nur juristisch, nicht auch historisch bedeutsam.

Solch ein Ortsjubiläum — 900 Jahre, das ist schon was! — ist für alle Vochemer — ob „alt“ oder „neu“ macht dabei keinen Unterschied — ein berechtigter Anlaß zu fröhlicher Feier. Für Nachdenkliche ist es noch mehr. Nachdenkliche wollen — wie bei jedem Jubiläum — Rückschau halten auf all das, was sich vordem ereignet hat. Ohne eine Rückschau auf die Vergangenheit wäre der heutige Abend keine Jubiläumsfeier.

Diese Rückschau wird in dem Festprogramm als „Chronik“ bezeichnet. Wenn ich Ihnen aber nur eine Chronik vortragen wollte — eine Übersicht über all das, was sich in den letzten 900 Jahren und vorher in Vochem ereignet hat —, dann würde ich Sie sicherlich langweilen. Darüber ist Ihnen ja schon in der Festschrift, die Sie erhalten haben, in den Brühler Heimatblättern und in den Tageszeitungen, alles Bemerkenswerte berichtet worden.

Gestatten Sie mir deshalb, vom Programm ein bißchen abzuweichen und mit Ihnen zwei grundsätzliche Fragen zu besprechen, die ein solches Ortsjubiläum aufwirft:

Ist es uns Heutigen überhaupt möglich, einen Zeitraum von 900 Jahren zu überblicken und wirklichkeitsnah darzustellen? Und was hat es überhaupt für einen Sinn, auf Vergangenes zurückzuschauen?

Wenn wir Älteren, die wir die graue Hoffnungslosigkeit der Arbeitslosenjahre 1931/32 miterlebt haben, und dann den Druck der Hitlerzeit, die Schrecken der Bombennächte, den Hunger der ersten Nachkriegsjahre — wenn wir heute jungen Leuten davon erzählen, dann hört man uns bestenfalls aufmerksam zu. Wir spüren aber, daß unsere Hörer innerlich teilnahmslos bleiben. Wer solche Zeiten nicht selbst miterlebt hat, der kann sie nicht nachleben!

Und wie ist es uns selbst ergangen, als unsere Großeltern uns von ihrer Jugendzeit erzählten? Von der Zeit, als es weder elektrisches Licht gab noch Kanalisation, als der Sedantag und Kaisers Geburtstag mit großem Gepränge gefeiert wurden, als Freibaden

Sünde war und ein Arbeiter froh war, wenn er für eine 12-Stunden-Schicht 1,50 Mark bekam. Konnten wir uns wirklich vorstellen, mit allen Einzelheiten, wie man in solchen Zeiten lebte? Sicher nicht!

Unwillkürlich verbinden wir ja mit den Worten, mit denen uns Vergangenes geschildert wird, Vorstellungen, die aus unserem eigenen Erleben stammen. Wenn wir etwas nicht selbst erlebt haben, sind unsere Vorstellungen darüber mehr oder minder Phantasie. Wer mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit hinabfährt, findet dort unten nicht die alten Römer, sondern nur — sich selbst. Die Römerzeit ist ihm nur ein Spiegel seiner eigenen Wünsche und Ängste. Oder ganz einfach ein Objekt seiner Neugier nach Kuriositäten.

Historische Daten, die wir irgendwoher erfahren, sagen uns nicht mehr als die Dias, die ein Freund von uns auf seiner Urlaubsreise aufgenommen hat und uns dann stolz zeigt. Niemand kann durch solche Dias jenes Urlaubsland so kennenlernen, als ob er selbst dort gelebt hätte. Immer sieht er ja nur winzige, mehr oder minder zufällige Ausschnitte aus dem Ganzen. Ein Bild, das ein herrlich gelegenes Haus zeigt, sagt nichts darüber aus, ob es nicht in jenem Haus von Ungeziefer nur so wimmelt. Ein Bild, das einen großen Festschmaus in irgendeinem fernen Land zeigt, sagt nichts darüber aus, wieviel Einwohner jenes Landes alljährlich Hungers sterben.

Historische Daten bedeuten uns sogar noch viel weniger als solche Dias aus dem letzten Urlaub. Wenn wir etwas über das Urlaubsland wissen wollen, worüber die Dias nichts aussagen, dann können wir selbst in jenes Land fahren und unsere Kenntnis an Ort und Stelle nach Belieben erweitern und vertiefen. In vergangene Zeiten aber können wir nicht zurückfahren. Über vergangene Zeiten können wir nur das Wenige wissen, was uns die — mehr oder minder zufällig — überlieferten Daten sagen. Zu all dem, was diese Daten nicht aussagen, müssen wir resigniert bekennen: *ignoramus, ignorabimus*; wir wissen es nicht, und wir werden es nie ergründen können. Deshalb ist es uns ganz unmöglich, die Vergangenheit so kennenzulernen, als ob wir sie selbst miterlebt hätten.

Und noch ein weiteres ist zu bedenken: Was einmal geschehen ist, das ist geschehen! Unabänderlich, unwiderruflich! Ob das, was in der Vergangenheit geschah, uns Heutige freut oder ob es uns schmerzt, ist völlig gleichgültig. Es ist geschehen; wir können es nicht ungeschehen machen. Wer sich nach Vergangenem zurücksehnt, verhält sich ebenso töricht wie der, der vergangene Ereignisse austilgen möchte. Er möchte die Zeiger der Uhr zurückdrehen und könnte damit doch nicht verhindern, daß die Zeit unaufhaltsam weiter rinnt. Schon vor zweieinhalbtausend Jahren sagte einmal ein griechischer Philosoph — Herakleitos —: Niemand kann zwei Mal in denselben Fluß steigen. Der Fluß fließt. Die Zeit verrinnt. Das Leben geht weiter. Jeder Tag, den wir erleben, nötigt uns zum Neubeginn.

Was hat es dann aber überhaupt für einen Sinn, sich mit Vergangenen zu beschäftigen? Wenn wir doch nur sehr lückenhaft erfahren können, wie das Vergangene war; und wenn wir das Geschehene doch nicht ändern können?

Das ist eine Frage, die sich jedem aufdrängt, der sich mit Geschichte beschäftigt. Nachdenklich beschäftigt! Hat das alles überhaupt einen Sinn? Ist es mehr als Neugier und Kuriositätenhascherei, wenn man mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit hinabfährt oder der „900 Jahre Vochem“ festlich gedenkt?

Ja, es hat einen Sinn! Es ist unerhört wichtig für jeden einzelnen von uns. Wichtig ist allerdings nicht, *was* früher einmal geschehen ist. Wichtig ist nur, daß etwas *früher* geschehen ist, bevor wir gelebt haben. Daß es eine Vergangenheit gibt, bringt uns zu Bewußtsein, daß es auch eine Zukunft gibt. Jede Rückschau auf Vergangenes bringt uns zu Bewußtsein, daß alles, was wir heute tun, morgen Geschichte sein wird. Sie bringt uns zu Bewußtsein, daß wir Fakten schaffen, die für unsere Nachfahren unabänderlich sind und nach denen unsere Nachfahren *uns* beurteilen werden.

Jede Rückschau auf Vergangenes lehrt uns unsere Verantwortung vor der Zukunft. Sie lehrt uns, daß jeder einzelne von uns ein Staffelläufer ist in einer Staffel, die in grauer Vorzeit begonnen hat und in grauer Zukunft an einem unbekannten Ziele enden wird. Wehe dem, der nicht nach seinen besten Kräften läuft; wehe dem, der seinen Staffelstab schlecht übergibt oder gar fallen läßt! Seine Mitwelt und seine Nachwelt werden ihn verurteilen, weil sein Versagen all die Mühen seiner Vorläufer entwertet. Den Staffelstab „Schlesien“ hat man fallen lassen; so fallen lassen, daß er nicht mehr aufgehoben werden kann. Damit ist die Mühe und Arbeit von Jahrhunderten zuschanden gemacht worden.

Dieses Gleichnis vom Staffellauf scheint mir recht gut die Situation zu bezeichnen, in der wir alle leben. Es widerlegt insbesondere den alten Aberglauben, daß man aus der Geschichte irgendetwas lernen könne. Zu wissen, welche Erfahrungen unsere Vorläufer in der Staffel gemacht haben, nützt uns nichts. Denn wir laufen auf einer anderen Bahn als sie, gegen andere Gegner, unter anderem Wind. Was nützt es uns, zu wissen, daß unsere Vorläufer — manchmal! — Rückenwind hatten, wenn uns selbst der Wind ins Gesicht bläst? Nicht das, was hinter uns liegt, ist wichtig, sondern nur das, was vor uns liegt. Wenn wir gegen den Wind laufen müssen, dann müssen wir uns eben darauf einstellen!

Wenn Sie die Dinge so betrachten — und so müssen sie betrachtet werden —, dann erkennen Sie, daß es keinen Unterschied geben kann zwischen Alt-Vochemern und Neu-Vochemern. Wenn die

Erfahrungen, die unsere Vorfahren gesammelt haben, uns Heutigen doch nicht weiter helfen, dann ist es gleichgültig, ob diese Erfahrungen im alten Vochem gesammelt wurden oder in Schlesien oder anderswo.

So führt uns die historische Rückschau, die wir anläßlich dieser 900-Jahr-Feier halten, zu einer Erkenntnis, die manche von Ihnen vielleicht ein bißchen überraschen wird: Nicht zurückzuschauen gilt es, sondern vorwärts zu schauen! Was hinter uns liegt, ist geschehen. Unabänderlich, unwiderruflich. Was dagegen vor uns liegt, kann von uns gestaltet werden, ist uns zur Gestaltung aufgegeben. Wie es werden wird, hängt von uns ab.

So ist Ihnen — Ihnen allen! — aufgegeben, das was Sie heute in Vochem vorfinden, in einer Weise weiterzuentwickeln, die einer 900-jährigen Geschichte würdig ist.

„Tradition verpflichtet!“ Das ist ein Schlagwort, das bei Jubiläen immer wieder gebraucht wird. Was heißt das aber? Ob irgendetwas Tradition hat, dafür können wir Heutigen nichts. Ebenso wenig wie es von uns, die wir heute Abend hier versammelt sind, abhängen würde, ob die deutsche Fußballmannschaft Weltmeister wird. Auf eine deutsche Weltmeisterschaft wären wir stolz. Ebenso stolz, wie wir auf eine 900jährige Geschichte sind. Wenn solcher Stolz aber nur die allergeringste Berechtigung haben soll, dann erwächst uns aus den Erfolgen jener anderen kein Recht, uns auf die faule Haut zu legen und uns in dem Glanz ihrer Erfolge zu sonnen, sondern nur die Pflicht, ihnen nach Kräften nachzueifern. Tradition ist kein Ruhekitzel, auf dem sich sanft schlummern läßt, sondern ein Stachelbrett, das zu immer neuen — weiterführenden — Anstrengungen reizen muß!

Zur Zeit seines 800. Jubiläums, vor hundert Jahren, war Vochem ein unscheinbares Bauerndörfchen, dessen Bewohner mit viel Mühe und Arbeit ein kärgliches Leben führten. Seither hat sich Vochem zu einem blühenden, stattlichen Ort mit zwanzigfacher Einwohnerzahl entwickelt. Das ist fürwahr ein imponierender Aufstieg.

Daß dieser Aufstieg sich glückhaft fortsetzen möge, getragen vom tätigen Gemeinsinn *aller* Vochemer, das ist der Wunsch, den ich allen, die jetzt hier wohnen und künftig hier wohnen werden, heute zum 900. Jubiläum ihres Ortes aussprechen möchte.

Lassen Sie mich schließen mit einem Goethe-Wort (Wofür hat Goethe kein treffendes Wort geprägt?):

„Liegt dir gestern klar und offen,
wirkst du heute tätig frei,
kannst auch auf ein morgen hoffen,
das nicht minder glücklich sei!“



Palmersdorfer-Hof

Gutsgebäude des bereits im Jahre 929 urkundlich erwähnten Hofes, über dessen Geschichte F. Wündisch eingehend berichtet hat.

Der jüngere Friedrich Giesler

von Wilhelm Prasuhn

Friedrich Gieseler, das sechste Kind Friedrich und Christine Gieslers, wurde am 19. April 1845 in Schloß Falkenlust geboren. Es war der langersehnte Stammhalter und verlebte seine ganze Kindheit auf dem hübschen Rokokoschloßchen, das sein Vater von Schwager Eduard Knobel gekauft hatte. Fünf Jahre später kam dann noch ein Junge zur Welt, der den Namen Eduard erhielt.

Als Friedrich ins schulpflichtige Alter gekommen war, traf es sich, daß die soeben selbständig gewordene Brühler evangelische Gemeinde eine Volksschule eröffnete. Vater Giesler meldete also seine Kinder dort an, soweit sie noch zur Volksschule gehen mußten. Da Brühl noch keine höhere Schule hatte, bereitete Pfarrer Scheden den Jungen mit einigen anderen darauf vor, daß sie später einmal in Köln eine solche besuchen konnten.

Das Schwergewicht in der Ausbildung des Jungen lag allerdings auf kaufmännischem Gebiet. Als der Vater 1870 starb, setzte Friedrich dessen Werk fort. Er leitete zunächst gemeinsam mit Bruder Eduard die mannigfachen Unternehmen, die sein Vater gegründet hatte. Das Gieslersche Kapital arbeitete aber nicht nur *in reinen Familienunternehmen, sondern steckte auch in mehreren Betrieben im Steinkohlenrevier, in Süddeutschland und in Frankreich.*

Friedrich heiratete Elisabeth von Eicken, die aus einer rheinischen Adelsfamilie stammte und 1851 in Mülheim an der Ruhr geboren war. Da seine Mutter bis zu ihrem Tode im Jahre 1891 in Falkenlust wohnte, zog Friedrich nach Gut Johannesshof in Dottendorf und später nach Kloster Benden in Heide, und nach dem Tode der Mutter als Haupterbe nach Falkenlust.

Auch Friedrich war geschäftlich erfolgreich und klug. Im Sommer 1874 ersteigerte er die Brauerei „Zum Vorgebirge“ in der Uhlstraße, die heute noch in Familienbesitz ist. Matthias Früh hatte in den dreißiger Jahren Wasserrechte für seine kleine Hausbrauerei erhalten. Er stammte aus einer Badorfer Familie und besaß dort Grundbesitz. Dann hatte er die Brauerei in der Uhlstraße gebaut, die wahrscheinlich im Frühjahr 1863 eröffnet werden konnte. Das läßt sich aus den Eintragungen im Fortschreibungsbuch des Katasteramtes ersehen.

Als Preußen im Jahre 1820 ein neues Steuergesetz erließ, wurde aller Grundbesitz vermessen und in Kataster eingetragen. Die Katasternummer war deshalb gleichzeitig die Steuernummer. Jede Veränderung, ob der Besitz verkauft, geteilt oder neu bebaut wurde, war in sogenannte Fortschreibungslisten einzutragen. Dort finden wir am 30. Juli 1863, daß Früh auf seinen Parzellen „Vor dem Eulenthor“ an sein Wohnhaus eine Bierbrauerei angebaut hatte, die im Jahre 1871 noch erweitert wurde. Offensichtlich hatte er sich bei diesen Projekten finanziell übernommen und hatte Konkurs gemacht. Die Zwangsversteigerung war, wie aus dem Öffentlichen Anzeiger des Amtsblattes der Kölner Regierung hervorgeht, auf den 15. Juli festgesetzt worden. Friedrich Giesler übernahm die Brauerei und betrieb sie, wie aus der Familienchronik hervorgeht, gemeinsam mit seinem Bruder.

Damals galt in Preußen das Dreiklassenwahlrecht. Die Wähler wurden entsprechend der Höhe ihrer Steuer in die Wählerverzeichnisse eingetragen und in drei Klassen aufgeteilt. Diese Verzeichnisse waren auf den Bürgermeisterämtern genauestens zu führen und zu ergänzen. Bei einer solchen routinemäßigen Überprüfung stellte man dann fest, daß Giesler inzwischen die Brauereigrundstücke erworben hatte und trug am 3. März 1876 den „Gutsbesitzer Friedrich Giesler jun.“ als Besitzer ein. In der Spalte, in der

der Grund der Veränderung angegeben ist, wird auf eine Position in einer besonderen Anlage verwiesen. Dort finden wir „Berichtigung nach den tatsächlichen Besitzverhältnissen“ angegeben. Gieslers Steuernummer in der Mutterrolle war 847.

Bleiben wir zunächst noch bei der Geschichte der Brauerei. Eduard Giesler erhielt bei der Erbteilung den Besitz in Süddeutschland und zog dorthin. Friedrich leitete die Brauerei einige Jahre allein. Offensichtlich hatte der Betrieb sich günstig entwickelt, denn am 31. August 1886 finden wir folgende Notiz in den Fortschreibungsbüchern des Katasteramtes: Einmessung eines Fässerschuppens“ und zwar auf der Parzelle M 694.

Zur Brauerei gehörte eine Wirtschaft, die verpachtet war und einen guten Ausschank hatte. Friedrich Giesler legte eine Kegelbahn an, die am 29. Juli 1879 vermessen wurde und am 22. Januar 1880 ins Kataster aufgenommen wurde. Friedrich Giesler wohnte damals „auf Gut Dottenhof“, wie auf der Vermessungsskizze vermerkt ist, die noch im Archiv des Katasteramtes vorhanden ist. Übrigens war der Gastwirt und Kaufmann Wilhelm Knebel Gieslers südlicher Nachbar. Beide waren außerdem Kollegen im Brühler Gemeinderat.

Später war die Brauerei verpachtet, jedoch sind die betreffenden Unterlagen im Bombenkrieg verloren gegangen. Jedenfalls ist in den Katasterakten kein Besitzwechsel mehr eingetragen. In den Ratsprotokollen wird die Brauerei in den neunziger Jahren „Roosche Brauerei“ genannt. Giesler leitete sie dann nach dem Tode seiner Frau im Jahre 1897 wieder selbst. Auch das lassen die Ratsprotokolle erkennen. Die „Friedrich Gieslersche Brauerei“ *braut heute als einzige in Brühl noch, während vor allem die kleinen Hausbrauereien schon längst ihren Betrieb eingestellt haben.*

Als die Brühler Brikettfabriken zu arbeiten begannen und die Briketts immer mehr die luftgetrockneten Klütten verdrängten, erkannte Friedrich Giesler auch hier die günstige Gelegenheit und übertrug dem Gruhlwerk, das von Hermann Gruhl in Heide eröffnet worden war, gegen Aktien einen Teil der Ländereien, die er bei Kloster Benden besaß. Allerdings ließ er auch die bisherige Klüttenkaule noch etliche Jahre ausbeuten, bis sie im Jahre 1911 als letzte dieses alten Gewerbes geschlossen wurde. Schließlich verkaufte er den gesamten Bender Besitz an das Gruhlwerk.

Wie sein Vater gehörte Friedrich Giesler lange Jahre dem Brühler Gemeinderat an. Am 13. Februar 1874 wird er erstmals in den Rat eingeführt und zwar als „Meistbeerbter“. Entsprechend der preußischen Gemeindeordnung konnten reiche Grundbesitzer neben den gewählten Mitgliedern in den Gemeinderat berufen werden. Später war er dann Abgeordneter der ersten Steuerklasse. Während viele der Meistbeerbten nur selten zu den Sitzungen erschienen, faßte Friedrich Giesler sein Amt als ernste Verpflichtung auf und erschien regelmäßig. War er geschäftlich außerhalb Brühls, ließ er sich ordnungsgemäß entschuldigen. Wohnte er gerade in Dottendorf, ruhte sein Amt während dieser Zeit.

Als Kaufmann war er offenbar einer der Etatfachleute, wie aus einigen Ratsprotokollen zu schließen ist. Dabei scheute er sich nicht, unpopuläre Vorschläge zu machen. Man solle geeignete Einnahmepositionen erhöhen, damit der Gemeindehaushalt ausgeglichen werden könne. Die höhere Schule war immer noch nicht als vollberechtigtes Progymnasium anerkannt worden, da man sich nicht die Ausgaben erlauben konnte, die das Provinzialschulkollegium für ein Progymnasium forderte. Da nur wenige Schüler die Brühler Schule besuchten, konnte durch das Schulgeld noch nicht

einmal die Hälfte aller Unkosten gedeckt werden. Der größere Teil mußte also aus den Steuereinnahmen zugeschossen werden. Dadurch wurde aber der Brühler Etat über Gebühr belastet.

Friedrich Giesler wollte gemeinsam mit den Ratsmitgliedern Barion und Weisweiler das Schulgeld verdoppelt wissen und meinte, die Eltern, die es sich finanziell leisten könnten, ihren Kindern eine höhere Schulbildung zukommen zu lassen, sollten entsprechend mehr dafür zahlen, damit nicht die kleinen Steuerzahler darunter zu leiden hätten. Das war damals keine solch unsoziale Ansicht, wie es auf den ersten Blick scheint, denn kleine Handwerker oder gar Tagelöhner konnten in jener Zeit ihre Kinder nicht zu höheren Schulen schicken. Außerdem geht aus den Ratsprotokollen hervor, daß man im Rat Freistellen nicht ablehnte. Der Antrag wurde erst ein Jahr später angenommen, nachdem man ihn gründlich beraten hatte.

Der Bestand der Brühler höheren Schule war ernstlich gefährdet, die Schülerzahl sank unter 50. Trotzdem blieb der Rat bei halben Maßnahmen stehen. Er bewilligte dem Direktor zwar das erforderliche Gehalt, richtete aber nicht die notwendige Zahl von Lehrerstellen ein. Friedrich Giesler und seine Freunde rügten offen die Zustände, die an der Schule herrschten, und hielten es für ungesund, daß in letzten Jahren nur ein Drittel aller Schüler versetzt worden sei. Diese ihre Ansichten ließen sie schriftlich dem Sitzungsprotokoll beifügen. Aus dieser Anlage geht aber auch hervor, daß sie sich um die Belange der Volksschulen kümmerten. Die Elementarknabenschule, die als Seminarübungsschule im Seminar untergebracht war, brauchte einen weiteren Klassenraum, denn die Klassen waren unzumutbar überfüllt. Giesler erklärte mit seinen Freunden, ehe sie weitere Zuschüsse für die „Luxusschule“ bewilligten, müsse die katholische Knabenschule geeignete Klassenräume erhalten.

Als das Progymnasium dann auch von der Schulbehörde anerkannt worden war und unter einem neuen Direktor aufblühte, gehörte Giesler zu den Förderern dieser Schule. Als seine Jungen dann soweit waren, gingen sie auch in diese Schule. Friedrich Giesler spendete einige Lehr- und Arbeitsmittel für den naturwissenschaftlichen Unterricht.

Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gab es eine höhere Mädchenschule in Brühl, die aber eine katholische Ordensschule war und keine evangelischen Mädchen aufnahm. Giesler und Gruhl sorgten dafür, daß auch eine evangelische „Höhere Töchter-schule“ nach Brühl kam. Es sei hier kurz bemerkt, daß damals viele Brühler eine Mädchenschule noch für überflüssig hielten.

Die Familien Giesler und Gruhl waren nicht nur geschäftlich und konfessionell miteinander befreundet, sie hatten auch gleiche politische Ansichten. Nach der Jahrhundertwende wurde auch Karl Gruhl in den Rat gewählt. Beide vertraten die „Nationalliberalen“, die in Brühl hauptsächlich von Wählern der ersten und zweiten Steuerklasse also von den Wohlhabenden gewählt wurden. Deshalb waren sie mit mehr Mitgliedern im Rat, als ihrer Stimmenzahl entsprach.

Friedrich Giesler überlebte seine Gattin um zehn Jahre und ist am 19. September 1907 in Falkenlust gestorben. Er liegt auf dem alten Friedhof an der Mühlenstraße begraben. Sein Name ist den heutigen Brühlern hauptsächlich von der Brauerei her bekannt, die von einem Großneffen geleitet wird. Die beiden Friedrich Giesler haben, wie ich in meinem Aufsätzen zu berichten versucht habe, eine so große Bedeutung für die Entwicklung Brühls gehabt, daß es mir angebracht schien, sie den Brühler Heimatfreunden etwas näher vorzustellen.

Licht für den Kaiser

Ein Brühler Erinnerungsblatt von Fritz Wündisch

Vor einigen Jahren wurde einmal die Frage aufgeworfen, wann und wo zum allerersten Mal in der ganzen Welt Strom aus Braunkohle hergestellt worden ist. Diese Frage kann heute beweisbar beantwortet werden: Im August des Jahres 1884 wurde auf der Grube Brühl ein Gleichstrom-Dynamo in Betrieb genommen, der von einer Lokomotive mit Braunkohlenfeuerung angetrieben wurde und drei Bogenlampen sowie 60 Glühlampen aufleuchten ließ.

Das war damals eine unerhörte Sensation. Waren doch noch keine fünf Jahre vergangen, seitdem Edison die Kohlenfadenlampe erfunden hatte, und erst drei Jahre, seitdem diese Lampe erstmals der Öffentlichkeit vorgeführt worden war. Am 12. April 1882 hatte der „Berliner Börsen-Courier“ — als erster „Stromabnehmer“ Deutschlands — in seinen Redaktionsräumen elektrisches Licht anlegen lassen, und am 17. Dezember 1882 hatte in der Wilhelmstraße in Berlin die erste elektrische Bogenlampe das bleiche Licht der vordem allgemein üblichen Gaslaternen überstrahlt.

Die neue Errungenschaft wurde von der Gewerkschaft des Braunkohlenbergwerks Brühl auch sogleich stolz herausgestellt: Vom 21. bis 23. September 1884 hielt sich Kaiser Wilhelm I. mit großem Gefolge in Brühl auf, um das bei Lommersum durchgeführte Kaisermanöver zu besichtigen. Ausführlich berichtete die „Kölnische Zeitung“ über alle Einzelheiten der „Kaisertage am Rhein“. Sie schilderte den begeisterten Empfang, der den Hohen und

Allerhöchsten Herrschaften durch die Brühler Bürgerschaft, die Schulen, Krieger-, Gesellen- und Gesangsvereine bereitet wurde. Sie beschrieb die Festtafel, die am Abend des 21. September mit 136 Gedecken in zwei Sälen des Brühler Schlosses hergerichtet war, und hob als Höhepunkt jenes Abends den großen Zapfenstreich hervor, den die Kapellen des VIII. Armeekorps bei Fackelschein und — zur höchsten Bewunderung der Zuschauer — elektrischer (!) Beleuchtung spielten.

Die Anlagen für diese elektrische Beleuchtung hatte die Gewerkschaft Brühl leihweise zur Verfügung gestellt. Brühl war zwar ein bißchen kleiner als Berlin; aber man wollte doch seiner Majestät zeigen, daß man im Brühler Schloß etwas bieten konnte, was seine Majestät in hochdero Berliner Stadtschloß noch nicht hatten. Daß sich die Grube Brühl damals die allerneuesten Erfindungen so schnell zunutze machte, ist wohl ihrem seinerzeitigen Vorstandsvorsitzer, Generaldirektor Josef Rive, Mülheim (Ruhr), zu verdanken, sowie ihren Hauptgewerken Godeffroy und Wesselhöft, kapitalkräftigen Hamburger Großkaufleuten, die als echte Hanseaten großzügig und fortschrittlich dachten.

Der Entschluß, eine elektrische Beleuchtung einzurichten, war anscheinend schon Anfang 1884 gefaßt worden. Monatelang wurden drei Angebote diskutiert, bis schließlich der Ingenieur Ch. Weuste in Mülheim (Ruhr) den Auftrag erhielt.

ERSTES BRÜHLER
MÖBELHAUS
GEBRÜDER ZINGSHEIM

BRÜHL · Uhlstraße 21/23 · Böningergasse 11-13 · Ruf 2667

*noch größer,
leistungsfähiger und
preisgünstiger als bisher*

ÜBER  JAHRE
PETER KLUG

- Uhren
- Goldwaren
- WMF-Bestecke
- Augenoptik

BRÜHL
Uhlstraße 63
Fernruf Brühl 2494

Lieferant aller Krankenkassen

Zur Begründung dieses Entschlusses sagte der Geschäftsbericht für 1884: „Das Geschäftsjahr, über dessen Ergebnisse wir Ihnen heute zu berichten die Ehre haben, war für unser Unternehmen ein recht bedeutungsvolles. Innerhalb desselben ist ... auf unserem Werke eine zweite Briquettesfabrik, eingerichtet für den Betrieb von vier Pressen mit vierzig Trockenöfen, etabliert ... sowie endlich eine electrische Beleuchtungs-Anlage für unsere Fabriken und unsere Tagebaue angelegt worden. Sämtliche Neu-Anlagen haben von ihrer Inbetriebnahme an vorzüglich functionirt ... und haben wir Ihnen hinsichtlich der electrischen Beleuchtungs-Anlage zu referiren, daß wir uns zur Installirung derselben entschlossen, um einerseits die Feuergefahr in unseren Fabriken zu verringern und andererseits für unsere Tagebaue bzw. für den nach Aufnahme der Kohlenförderung mittels der Drahtseilbahn wesentlich ausgedehnten Kohलगewinnungs- und Abraum-Betrieb eine Beleuchtung zu erhalten, welche im Winter während der Morgen- und Abendstunden eine ungehinderte Thätigkeit sämtlicher Arbeiter gestattet sowie die erforderliche Controlle der Arbeiter seitens der Aufsichts-Beamten ermöglicht.“

Einer der Höhepunkte des 3. Allgemeinen Deutschen Bergmannstags 1886 war die Besichtigung „des Braunkohlen-Bergwerks und

der Briquettes-Fabriken Brühl“. Für diese Exkursion gab die Gewerkschaft Brühl eine eigene Festschrift heraus, in der stolz darauf hingewiesen wird: „Die baulichen Anlagen, der Zechenplatz und die Grube werden nach Eintritt der Dunkelheit durch Glüh- und Bogenlichter beleuchtet.“

Die Anlage auf Grube Brühl bewährte sich. Bald darauf wurde auch auf der benachbarten Roddergrube elektrisches Licht installiert, und für alle später errichteten Werke war es selbstverständlich, daß sie elektrisch beleuchtet wurden.

... schreibt Ordensschwester M. Deodata (Elisabeth Hergenröther aus Mönchengladbach:

„Ganz herzlichen Dank für die Brühler Heimatblätter. Ich freue mich immer sehr darüber, besonders über die Anekdotchen und Erzählungen, die die Erinnerung über die schöne Kinderzeit in Brühl wachrufen!“

In allen Geldangelegenheiten

*gut
bedient
und gut
beraten*

KREISSPARKASSE

BRÜHL, MARKT 14

Br.-Badorf-Pingsdorf

Badorfer Straße 112

Brühl-Vochem

Hauptstraße 35



BETTEN UND BETTWAREN

kauft man nur im Fachgeschäft

BETTENHAUS BONG

Brühl · Uhlstraße 65-67

Mitteilungen des Brühler Heimatbundes

Dienstag, den 9. Januar, 20 Uhr, in der Gaststätte Kreisch-Kau, Rodderweg, Vortrag von Rektor Wilhelm Prasuhn, Brühl, über: „Der Brühler Las Bürger“.

Sonntag, den 21. Januar, 11 Uhr, in der Klosterkirche Gedächtnismesse für den Gründer des Brühler Heimatbundes Peter Zilliken und alle Verstorbenen des Brühler Heimatbundes. Anschließend geselliges Zusammensein im Hotel Schützenhof.

Samstag, den 27. Januar, Fahrt zur Kumedede von Alt-Köln. „Kölische Fastelovendspillcher 1968“. Abfahrt 19 Uhr ab Bleiche.

Sonntag, den 11. Februar, Premiere der Caecilia Wolkenburg im Kölner Opernhaus.

Dienstag, den 13. Februar, 20 Uhr, in der Gaststätte Kreisch-Kau, Rodderweg, „Bunter Abend“ mit eigenen Kräften.

Mittwoch, den 21. Februar, Besuch der Karnevalssitzung von Alt-Köln im großen Börsensaal.

Dienstag, den 12. März, 20 Uhr, in der Gaststätte Kreisch-Kau, Rodderweg, Jahreshauptversammlung. Anschließend Vorführung von Buntbildern aus dem Vereinsleben durch Norbert Zerlett.

Samstag, den 23. März, Frühlingsfahrt in die Eifel. Leitung Norbert Zerlett. Abfahrt 14 Uhr ab Bleiche.

Bestellungen und Kartenvorverkauf für die Kölner Veranstaltungen im Zigarrenhaus Haschke, Kölnstr. 67.

*Wir wünschen allen unseren
Mitgliedern, Freunden und Gönnern
ein glückliches neues Jahr
in guter Gesundheit*

HAUS- UND KÜCHENGERÄTE · EISENWAREN OFENHAUS JOHANNES WICHTERICH UND SOHN

BRÜHL · UHLSTRASSE 64 UND 66 · FERNRUF 2273

Ältestes Geschäft am Platze

Ja-täglich lohnt sich der Weg zu uns

Ihre günstige Einkaufsstätte für

Textilwaren

Haushaltwaren · Lebensmittel u. Obst

BRÜHLER KAUFHAUS

DAS GROSSE KAUFHAUS IN BRÜHL

Brühl, Uhlstraße 34-36

RADIO-ELEKTROHAUS SCHULTE

BRÜHL · KÖLNSTRASSE 49

Das
Fachgeschäft
Ihres
Vertrauens

Eigene Rundfunk- und Fernseh-Werkstätte • Eilkundendienst • Großes Schallplattenlager



MAX GEISSLER GMBH

VOLKSWAGEN-HÄNDLER

BRÜHL BEZ. KÖLN · KÖLNSTR. 139/43 · RUF 2559 + 2926

- **Neuwagen**
- **Gebrauchtwagen**
- **Kundendienst**
- **Ersatzteile**

DER Chronist BERICHTET

Die umfangreichen Um- und Erneuerungsarbeiten am ehemaligen Franziskanerkloster, der jetzigen Berufsschule an der Uhlstraße, sind zu Ende gegangen. Die in den Jahren 1716—1718 errichteten Gebäulichkeiten sind äußerlich nicht verändert worden. Mit der ebenfalls in den letzten Jahren renovierten ehemaligen Klosterkirche, der heutigen Pfarrkirche St. Marien, geben sie dem Stadtbild nun in neuer Klarheit und Schönheit einen die Tradition unserer Stadt betonenden Akzent. Leider wird der Gesamteindruck durch den im vergangenen Jahrhundert angebauten Trakt, der heute das Verkehrsamt beherbergt und der zudem durch eine wenig glückliche Farbgebung noch besonders betont wird, etwas beeinträchtigt. Aber alles in allem muß man der Stadt Brühl für die mühevollen Sorge um eine pflegliche Behandlung des für die Stadtgeschichte bedeutsamen Gebäudes dankbar sein.

Im Zuge dieser Umarbeiten wurde ferner der Kreuzgang des Klosters, der im November 1927 zugemauert worden war, wieder geöffnet und durch große Glastüren gegen die Kirche hin geschlossen. Der Kreuzgang ist dadurch sowohl für die Besucher

der Kirche als auch für die Schüler der Berufsschule wieder als solcher erkennbar. An der Ostseite des Kreuzganges stieß man bei dieser Gelegenheit auf Reste des alten Portals zum Kapitelsaal des Klosters, dem heutigen Ratssaal der Stadt. Dieses Portal war offensichtlich bereits kurz nach der Aufhebung des Klosters (1802) zu einer Tür verkleinert worden. Der Kapitelsaal selbst war vom Lehrerseminar als Aula benutzt worden. Nach der Aufhebung des Lehrerseminars (1925) ist dann auch diese Tür ganz zugemauert worden, und als Eingang zum heutigen Ratssaal wurde eine Tür an dessen Südende gebrochen. Erfreulicherweise hat man sich sofort entschlossen, das alte Portal, von dem wesentliche Teile des Gewändes aus Basalt noch vorhanden waren, wiederherzustellen. Der Brühler Steinmetzmeister und Ratsherr H. Blondiau ergänzte die fehlenden Teile, sodaß nun das Portal in seiner alten, schlichten Schönheit wieder aufgerichtet werden konnte. Hoffentlich wird nun auch die Bezeichnung „Refektorium der Berufsschule“, die sich unverständlicherweise für diesen Ratssaal eingebürgert hatte, wieder verschwinden. Der Brühler Rat, der sich glücklich nennen darf, einen würdigen und traditionsreichen Versammlungssaal zu besitzen, möge dann in Zukunft im „Kapitelsaal bei der Klosterkirche“ tagen.

Jakob Sonntag.

Harz- und

Papierleime für die

Papier-Industrie

CHEMISCHE FABRIK, BRÜHL

Gottfried Kentenich KG.

BRÜHL Bez. Köln · Kölnstraße 235-237a · Ruf 2111

Fassadenfarbe „Frontalit“,
der dauerhafte
Außenanstrich
für Putz und Mauerwerk

DAS GROSSE MUSTERRING-MÖBELHAUS IM LANDKREIS MÖBELHAUS JEAN PFEIFFER OHG.

BRÜHL, UHLSTRASSE 94 UND 98-108

Besichtigen Sie bitte unsere 16 Schaufenster, worin wir Ihnen in modernen, sowie in Stilmöbel die schönsten Modelle zeigen • Eigene Werkstätten



Sparen

kann man so und so.
Wie Sie richtig sparen, sagt Ihnen
der erfahrene Fachmann



Eine Volksbank erkennen Sie an diesem Zeichen

VOLKSBANK BRÜHL

BRÜHL, TIERGARTENSTRASSE 1-7 UND
BRÜHL-VOCHEM, THÜRINGER PLATZ

25 JAHRE

Samenfachhandlung

A. Gaugel

Brühl Bez. Köln

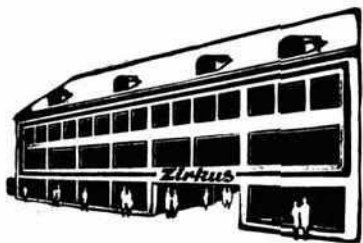
Markt 1 • Fernruf 2498

SPEZIALHAUS FÜR QUALITÄTS-SAMEN • VOGEL-FUTTER • GARTNEREI-BEDARFSARTIKEL



*Das Haus
der guten Qualitäten*

Brühl • Kölnstr. 5 • Ruf 2495



Möbel-Zirkus Brühl

Das bekannte Fachgeschäft

Böningergasse 21-25 • Uhlstraße Ecke Wallstraße

würde sich freuen, auch Sie von seiner Leistungs-
fähigkeit überzeugen zu dürfen.



Stets große Auswahl - Niedrige Preise - Gute Qualität - Sorgfältige Beratung - Bequeme Teilzahlung!

SARG SECHTEM

ÜBERNIMMT ALLES
BEI STERBEFÄLLEN

BRÜHL • BONNSTRASSE 16

TELEFON 2564

SÄMTLICHE REPARATUREN SCHNELL UND PREISWERT

Besuchen Sie unverbindlich mein modernes neues
Geschäftslokal.

Ich halte günstige Sonderangebote für Sie bereit

MEISTERBETRIEB

RADIO *Friedhelm*
WICHTERICH

BRÜHL

Hospitalstraße 5

Telefon 3892

Das Lehrerseminar zu Brühl

2. Folge: Quellen zur Lehrerfortbildung

von Johannes Read

Der Elementarschullehrer unterrichtete in der Elementarschule die Unterrichtsfächer Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen. Er war im Nebenberuf bis ins 19. Jahrhundert hinein Küster, Organist, Chorleiter und Handwerksmeister. Die Ausbildung für das Schulmeisteramt entsprach im Prinzip einer Handwerkslehre. Dieser Lehrertyp war grundsätzlich zu unterscheiden von dem an der Universität ausgebildeten Gymnasiallehrer und dem Lehrer an der Städtischen Bürgerschule.

Das Lehrerseminar bezweckte nun durch eine Anhebung des Bildungsniveaus des Elementarlehrers die Elementarbildung zu standardisieren und zu heben. Dieses Vorhaben konnte nicht schlagartig erreicht werden, sondern nur in einem langen Prozeß, der etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts begann und der im 19. Jahrhundert im Rheinland eine für Preußen richtunggebende Ausprägung erfuhr.

Neben dem Aufbau der Lehrerseminare als einer langfristig wirkenden und grundsätzlich neuen Lösung des Bildungsproblems mußten aber auch kurzfristig wirksame Maßnahmen zur Deckung des Lehrbedarfs getroffen werden. Zu diesem Zweck wurden „Methodologische Kurse“ zur Weiterbildung der schon amtierenden „Schulmeister“ in vielen Orten der Rheinprovinz durchgeführt.

Auch am Lehrerseminar zu Brühl fanden diese Kurse regelmäßig statt. Dazu wurden interessierte Lehrer in der Regel für eine sechswöchige Ausbildung zum Brühler Seminar abgeordnet. Die Unterrichtsfächer waren Lesen, Rechnen und Singen. Die Auswahl der Kandidaten für die „Methodologischen Kurse“ erfolgte u. a. durch eine schriftliche Prüfung in einem dieser Unterrichtsfächer. Die Brühler Seminarakten enthalten einen Aufsatz des Lehrers Brüll aus Richterich, der sich 1828 zur Teilnahme an einem Kursus gemeldet hatte. Der Aufsatz zum Thema „Gesangunterricht“ ist ein in methodischer Hinsicht interessantes Zeitdokument:

„Der Gesangunterricht in den Elementarschulen ist in Hinsicht der Jugendbildung ein vorzüglich bildender Unterrichtszweig und verdient besonders mit unter den Unterrichtsgegenständen aufgenommen zu werden. Denn ein einfacher, harmonischer Gesang wirkt auf die Gemüther der Kinder und Erwachsenen außerordentlich und erweckt in Ihnen moralisch gute Gesinnungen und Empfindungen. Auch wird durch Einführung des Gesangunterrichtes der Kirchengesang befördert und ein anständiger Volksgesang bewirkt, wodurch die unsittlichen Volkslieder bey der Jugend verdrängt werden und auch das Sprachorgan bey den Kindern gebildet wird.

Da ich bisher noch keinen vollständigen Unterricht im Gesange genossen habe, so habe ich den Kindern das Singen verschiedener Schul- und Kirchenlieder durch Vor- und Nachsingen mechanisch eingeübt. Doch habe ich aber, so viel in meinen Kräften war, ihnen die Anfangsgründe nach Natorps Gesangbuch in Ziffern und später nach Nägeli das Notensystem erklärt und vorgetragen.

Zuerst machte ich sie auf die Verschiedenheit der Töne aufmerksam, 1. in Hinsicht der Dauer und Bewegung, 2. in Hinsicht der Höhe und Tiefe, 3. in Hinsicht der Stärke und Schwäche des Ausdrucks.

Die verschiedene Eintheilung der Zeit oder das musikalische Zeitmaß (Rhythmik), worin angegeben wird, ob der Ton kurz oder lang angehalten werden muß, suchte ich ihnen beym Singen durch das Taktschlagen oder durch gleichzeitiges Zählen begreiflich und anschaulich zu machen. Durch diese Übung lernen die Kinder jeder Note ihre gehörige Länge und Kürze zu geben.

Das Treffen der Töne (Melodik) suche ich ihnen auf folgende Weise einzüben. Ich gehe in abgemessenen Stufen die Töne der Grundoctave, welche ich vorsinge, durch, lasse sie dann von einzelnen oder mehreren nachsingen, schreibe zugleich von jedem

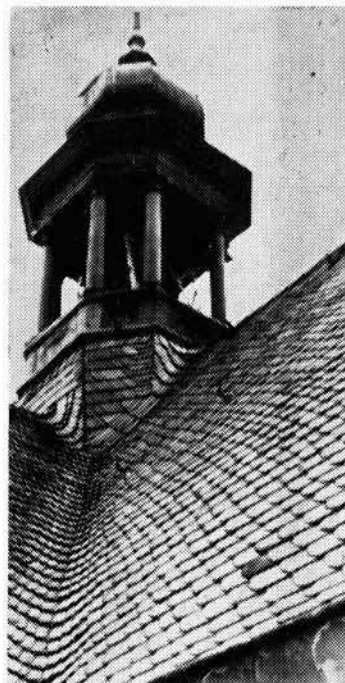
Tone die Ziffer oder Note an die Tafel. Ebenso die höhere und tiefere Octave, soweit der Umfang der Kinderstimmen reicht. Nun berühre ich die angeschriebenen Noten mit einem Stäbchen in willkürlicher Ordnung und lasse dann die Kinder den Ton der bezeichneten Note an geben.

Mit diesen 2 Theilen gehörig bekannt, gehe ich zur Lehre von der Stärke und Schwäche des Ausdrucks der Töne (Dynamik) über.

Hier sage ich ihnen, daß die Töne in Hinsicht des Ausdrucks sehr verschieden sind, nämlich, daß es starke und schwache, milde und harte, reine und unreine, liebliche und herbe, feste und schwankende, sanfte und schreyende Töne gebe, und erkläre ihnen die Beschaffenheit eines jeden dieser Töne. Dann fordere ich sie auf, jeden Ton rein, voll, gleich und fest anzugeben, und mache sie aufmerksam, daß dieses zu einem guten Ton gehöre.

Nachdem nun die Kinder in diesen 3 Theilen gehörig geübt sind, schreite ich mit ihnen zu leichten Liedern, lasse sie aber nicht gleich die Noten mit den Worten verbunden singen, sondern zuerst müssen sie sich die Noten recht gut einüben. Von diesen leichten gehe ich allmählich zu schwereren Stücken über bis zu den mehrstimmigen Liedern.

Sehnlich wünsche ich die Gelegenheit benutzen zu können, um mich in diesem Unterrichtszweig gehörig auszubilden.“



Barockes Glockentürmchen der im Jahre 1493 erbauten Klosterkirche in Brühl. Zur Zeit des Brühler Lehrerseminars (1821—1925) diente diese ehemalige Franziskanerklosterkirche und spätere Schloßkirche dem Seminar als Hauskapelle.

Als ich die Heimat aus den Augen verloren hatte, fand ich sie im Herzen wieder.
Heinrich Heine

Es gibt viele Freuden in unseres Herrgotts Welt. Nur muß man sich aufs Suchen verstehen.
Sören Kierkegaard
(1813—1855)

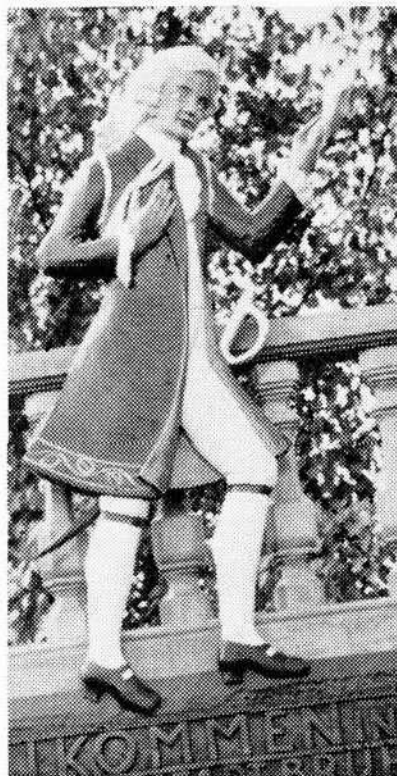
Die Unterrichtsfächer der „Methodologischen Kurse“, Lesen — Rechnen — Singen, dokumentieren die Bedeutung des Faches Musik im Rahmen der Elementarschule und der Seminarbildung. Diese Stellung ergab sich aus der konfessionellen Bindung des Seminars, aus der kirchlichen Funktion des späteren Lehrer — Küster — Organisten, aber auch aus der Bedeutung, die damals dem vaterländischen Liedgut beigemessen wurde.

Da die Ausbildung am Seminar in Klassen durchgeführt wurde, war der gesamte Unterricht für alle Schüler obligatorisch. Eine Auflockerung dieses starren Klassensystems ist erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu beobachten. Die „Zöglinge“ wurden in der Regel im Internat gehalten und standen demgemäß 2 Jahre lang ganztägig für eine vorwiegend schulpraktisch orientierte Ausbildung zur Verfügung. Wie Stundenplänen und Richtlinien zu entnehmen ist, wurden die Schüler insgesamt mit etwa 60 Wochenstunden belastet, davon allein im Fach Musik (Gesang, Orgelspiel, Harmonielehre, Liturgische Musik, Chorleitung, Geige) mit einem Unterricht bis zu 30 Wochenstunden. Bei dem Umfang der musikalischen Ausbildung am Lehrerseminar erscheint es daher nicht verwunderlich, daß die Absolventen (ohne weitere Prüfung für das Lehramt Musik) auch als Lehrer an den Gymnasien zugelassen wurden. Es war sogar die Regel, daß die besten Musikschüler nach ihrer Abschlußprüfung sofort als Hilfslehrer am Seminar angestellt wurden.

So ist quellenmäßig für die Zeit von 1830 bis 1840 zu belegen (damals wirkte in Brühl einer der bedeutendsten Musikpädagogen des Rheinlands, Michael Toepler), daß neun Seminarabiturienten als Hilfskräfte im Fach Musik am Brühler Seminar besoldet wurden. Von solchen Hilfskräften qualifizierten sich die besten für freierwerbende Planstellen hauptamtlicher Seminarlehrer, darunter so hervorragende Musiker wie Jacob Blied, Franz Litterscheidt, August Wiltberger, Franz Kalthoff (alle Brühl), Ludwig Erk (Mörs, später Berlin), Joseph Bernards (Kempfen) und Peter Piel (Brühler Seminarist, später Seminarlehrer und Königl. Musikdirektor in Boppard).

Die allgemeine Würdigung des Faches Musik an den preußischen Seminaren Präparanden und Elementarschulen läßt sich belegen durch Ernennungen und Ehrungen, die manchen Seminar musiklehrern zuteil wurden. Die Musiklehrer des Brühler Seminars erfreuten sich dabei offenbar der besonderen Gunst ihrer Aufsichtsbehörden: Michael Toepler wurde der Titel eines königlichen Musikdirektors verliehen ebenso wie einigen seiner Amtsnachfolger. Über die Vorgeschichte der Ehrung August Wiltbergers wußte der kürzlich in hohem Alter verstorbene ehemalige Brühler Seminarist und Schüler Wiltbergers, Konrektor Reinermann, zu berichten:

Es war wohl um 1890, als August Wiltberger, der seit April 1880 als Seminarlehrer in Brühl tätig war, für die Ernennung zum königlichen Musikdirektor vorgesehen war. Ein Oberschulrat der Koblenzer Provinzialverwaltung war zu einer Unterrichtsvisitation bei Wiltberger erschienen und erfreute sich offenbar der guten Leistungen der Seminaristen im Gesang und Instrumentalspiel. Wie üblich wollte er zum Schluß auch einige von ihm selbst



*Künstlerisches
Willkommensbild der
Schloßstadt Brühl, —
ein Geschenk des
Verkehrs- und
Verschönerungsvereins.*

gestellte Fragen beantwortet wissen und forderte nun die Schüler auf, das Preußenlied „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ vorzusingen.

Dazu muß nun bemerkt werden, daß es den Rheinländern damals sicher nicht an deutschem Vaterlandsbewußtsein mangelte, daß sie aber auch die preußische Umarmung (Besetzung des Rheinlands durch Preußen im Jahr 1813) nicht allzu stürmisch erwidert hatten. Berlin legte dagegen großen Wert auf eine preußisch-vaterländische Erziehung der Jugend, vor allem natürlich der künftigen Schullehrer. Die Lieder „Heil dir im Siegerkranz“ und „Ich bin ein Preuße“ durften in keinem Schulliederbuch fehlen!

Die Seminaristen Wiltbergers sangen diese Lieder bei der Visitation nicht zur Zufriedenheit des Oberschulrats, — und August Wiltberger mußte noch einige Zeit auf seinen Titel verzichten. Er wurde erst königlicher Musikdirektor, nachdem er später mit seinem Chor erfolgreich vor königlichen Gästen anläßlich eines Empfangs im Schloß musiziert hatte. Interessant: Eines der von Wiltberger später herausgegebenen Liederbücher enthält auch einen Satz für Männerchor zu dem Lied „Ich bin ein Preuße“!

- Fortsetzung folgt -

Wie die ersten Bayern nach Pingsdorf kamen

Mit der Errichtung der Fabriken Roddergrube (1876) und Grube Brühl (1880) sowie der Erschließung der dazugehörenden Tagebaue begann die Industrialisierung des Brühler Raums. An Arbeitskräften mangelte es anfangs nicht. Da es anderswo kaum lohnende Verdienstmöglichkeiten gab, waren die Arbeitsplätze auf den beiden neuen Werken sehr begehrt. Selbst aus den Dörfern des Erftlands kamen Leute, die vor und nach ihrer 12-Stunden-Schicht täglich stundenlang zu Fuß laufen mußten.

Diese Lage des „Arbeitsmarktes“ änderte sich völlig, als nach 1890 der große Aufschwung des rheinischen Braunkohlenbergbaus einsetzte und überall neue Brikettfabriken und Tagebaue angelegt

wurden. Binnen wenigen Jahren wurden die Arbeitskräfte so knapp, daß man sie von weit her anwerben und für ihre Unterbringung besondere Wohnheime und Siedlungen erbauen mußte. So erbauten in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gewerkschaft Roddergrube die „Kolonie“ am Rodderweg und die Gewerkschaft Grube Brühl die „Kolonie Pingsdorf“.

Während die Gewerkschaft Roddergrube ihre Leute nahm, wo sie sie bekommen konnte, „spezialisierte“ sich die Gewerkschaft Grube Brühl auf Arbeitskräfte aus dem Bayerischen Wald. Über die — fast zufällige — Ursache dieser für Pingsdorf so bedeutsamen „Invasion“ und über die „Assimilationsschwierigkeiten“, die sich an-

fangs dabei ergaben, hat ein Augenzeuge berichtet: Konrad Piat-scheck, der 1894—1898 als junger Betriebsingenieur auf Grube Brühl war, später den Tagebau Vereinigte Ville bei Knapsack erschloß und schließlich als Generaldirektor der Anhaltischen Kohlenwerke einer der „Großen Männer“ des deutschen Braunkohlenbergbaus wurde. In seinen 1937 veröffentlichten Lebens-erinnerungen erzählt er:

„Bei dem damals herrschenden Arbeitermangel machte die (durch die Errichtung der Fabrik III notwendig gewordene) Vergrößerung der Belegschaft erhebliche Schwierigkeiten. In dieser Situation machte mir der Nachtwächter der Grube Mitteilung, daß Verwandte von ihm im bayerischen Walde geschrieben hätten, daß die dortigen Waldarbeiter Lohn und Arbeit suchten. Ich schickte den Mann sofort nach Bayern, und er kam mit einer größeren Truppe zurück. Die Leute, alles kräftige Gestalten, wurden im Handabraum eingesetzt. Es war ein heißer Sommertag. Plötzlich erschien die ganze Gesellschaft in meinem Büro, das sich in einem kleinen Holzabschlag im alten Wasserhaltungsschacht befand, und schimpfte über die Art der Arbeit. Sie wären nicht gewohnt, bei so großer Hitze Sand zu schippen; außerdem müßten sie fest zu-fassen, um den ihnen versprochenen Akkordlohn zu verdienen. Es gelang mir nicht, die Leute zu beschwichtigen. Plötzlich ging der Nachtwächter harmlos über den Zechenplatz. Den Mann sehen, und heraus aus der Bude, war eins für die Bayern. Der Nacht-wächter merkte rechtzeitig den Braten und rannte um sein Leben in den nahen Wald, die ganze Meute hinterdrein, das Messer locker in der Hose. Die schnelleren Beine und der dichte Wald retteten den Verfolgten.

Die Leute kamen schließlich von der vergeblichen Jagd zurück und knurrten noch besonders über das teure und schlechte Bier.

Da versprach ich ihnen, sofort echtes bayerisches Bier zu verschaf-fen, worauf sich die Gemüter sichtlich beruhigten. Am anderen Tage kamen sie wieder zu mir und beschwerten sich, daß das Bier zu teuer wäre. In ihrer Heimat zahlten sie 20 Pf. für die Maß, und hier sollten sie für die Halbe 30 Pf. zahlen, das täten sie nicht. Darauf mußte ich ihnen zugestehen, daß sie ihr Heimatgetränk zu heimatlichem Originalpreise geliefert bekämen.

Die Arbeit im Sande wollte aber nicht recht gehen. Da kamen wir auf die Idee, die Leute in den Wasserstrecken und vor der Kohle anzusetzen. Und siehe da, das gelang. Die Hauerarbeit wurde ihnen infolge ihrer Gewöhnung als Holzfäller leicht, und das Tropfwasser in den Wasserstrecken verdroß sie nicht. Sehr bald hatten sie sich an diese neue Arbeit gewöhnt, waren nun zufrieden und zogen immer mehr von ihren Bekannten ins rheinische Revier. Noch heute ist eine starke bayerische Kolonie im rheinischen Braunkohlenbergbau, die *damals ihren Anfang nahm*. Die Leute waren mehr als die einheimischen Rheinländer pünktlich, in jedem Wetter unverdrossen und sparsam und wurden von den Betriebs-beamten sehr geschätzt.“

Das hohe Ansehen, das sich jene Holzfäller bei dem damaligen Betriebsleiter der Grube Brühl erwarben, hat sich auch auf die ihnen folgenden Generationen übertragen. Noch heute zählen die Nachkommen jener „Waldler“, traditionsbewußt bayrische Ur-wüchsigkeit und rheinischen Frohsinn vereineend, zu den geschätz-testen Bürgern von Pingsdorf. Leider weiß man nicht mehr, wer der Nachtwächter war, der ihre Vorfahren veranlaßte, nach Brühl zu kommen. Eigentlich müßte ihm am Wehrbachsweg ein Stand-bild errichtet werden.

Fritz Wündisch

»Glücklich Neujahr, de Feldschötz eß do«

Ein Verzällche aus dem alten Brühl

Es gibt Gesetze, die von der Obrigkeit kommen, die in die Gesetzbücher eingeschrieben werden, die den Bürger drücken und zwicken und denen er immer wieder auszuweichen sucht, zu deren Beachtung er durch die Obrigkeit wie ein Schulbub angehalten wer-den muß, und es gibt Gesetze, die aus dem Leben selbst erwachsen, Gesetze, die niemals zu Papier gebracht worden sind und die doch *eingehalten werden, weil jeder, der sie kennt, sie für verbindlich hält* und es als zum guten Ton gehörig betrachtet, sich nach ihnen zu richten.

Zu diesen niemals gedruckten Gesetzen zählt zum Beispiel „et Neujährchen“, dieses Neujahrsgeschenk, auf das sich jedes „Pätt-chen“ das ganze Jahr freut und das es mit Stolz und Freude Jahr für Jahr beim „Pattühm“ oder bei der „Jött“ in Empfang nimmt. Aber nicht nur „Plättchen“ haben ein altverbürgtes Recht auf ein „Neujährchen“. Nein, lange ehe man Tarifverträge kannte, und ehe es steuerlich umstrittene Weihnachtsgratifikationen gab, hatten sich da Rechte herausgebildet, von denen auch heute noch ganz beachtliche Reste gültig geblieben sind. Es wäre schade, wenn auch diese unserem zur Nivellierung auf allen Lebensgebieten neigenden Zeitgeist zum Opfer fallen würden.

Um eines dieser altüberlieferten Rechte geht es in unserer Erzäh-lung. Wann sie sich zugetragen hat? Nun, es war just die Zeit, als unsere Großväter noch in der „Schladerbotz“ umherliefen, als am „Feurigen Elias“, dem längst entschlafenen Vorläufer unserer Köln-Bonner-Eisenbahn, noch gebaut wurde, als der „Wicharze Kobes“ noch Bettler arretierte und mit der großen Schelle durch den Ort zog, um an Stelle einer Tageszeitung die Neuigkeiten zu verkünden. Es war die Zeit, da man wenig von Erhaltung von Sitte und Brauchtum redete, sondern überkommene Sitten und Ge-bräuche selbstverständlich pflegte, in der der Kreislauf des Jahres im Leben noch eine bedeutende Rolle spielte.

Ein solcher Brauch war zum Beispiel der, daß der Schandarm und der Flurschütz dem Hauptgrundbesitzer in der Gemeinde und auch sonst den zu den Honoratioren zählenden Herren ein „glück-sellig Neujahr“ anwünschten und diese Herren hinwiederum den ihnen Glückwünschenden mit einem „Neujährchen“ zu danken hatten.

Als Hauptgrundbesitzer in Brühl, also als „der Häär“ schlechthin, galt damals der Besitzer von Schloß Falkenlust. So war es also durchaus in der Ordnung, daß der Polizeigewaltige von Brühl,

Raureif im Park

Flockiger Raureif auf weißem Geäst,
Glitzernde Sonne. Ein Märchenhaft Fest
hat uns der Winter gebracht.
Funkelt wie Saphir und heller Smaragd,
blüht wie Rubin im ersterbenden Tag,
leuchtet gespenstig bei Nacht.
Filigranzart, wie mit Zucker bespritzt,
jedes, auch kleinstes der Ästlein noch blitzt.
Zauberhaft schöne Natur!
Alles, was sonst nur verborgen und grau
ist nun umkleidet mit schimmerndem Tau,
kündet des Göttlichen Spur!

Käthe Bergmann-Wahlen

der „Kobes“, sich an einem der ersten Januartage zu Anfang der neunziger Jahre aufmachte und durch den winterkalten und menschenleeren Schloßpark dem Schloß Falkenlust zustrebte. Es fröstelte ihn etwas, und er hatte den hohen, roten Kragen seines Uniformmantels hochgeschlagen, so daß nur sein martialischer Schnautzbart hervorlugte. Kaum hatte er den Park verlassen und war über die Falkenluster Brücke in die lange Lindenallee eingetreten, als er von rechts, an der Tiergartenmauer entlangkommend, seinen Kollegen von der grünen Fakultät, den dünnen Flurschütz „Pokanus“ — richtig hieß er anders — auf sich zukommen sah.

Das diesige Wetter war schuld daran, daß sie sich erst erkannten, als sie nahe zusammen waren und keiner dem anderen mehr ausweichen konnte. Denn wenn sie auch sonst keine Feindschaft hatten, heute war einer des anderen Konkurrenz, und jeder wußte, was den anderen in die Gegend trieb. Aber, ob gelegen oder ungelegen, sie mußten sich begrüßen und so tun als ob.

Also begann der Pokanus das Gespräch: „Wohin, Kobes?“ Und dieser mit ernst-amtlicher Miene, antwortete: „Amblich bei der Häär! Ävver wat mäs du dann höck morjen he?“ Und der Grüne meinte: „Ich wold ens jrad he dörch et Feld jonn, weil jrad öm dies Zeck he suvell jeströpp wied.“ Also waren beide pflichteifrigen Hüter der Ordnung „amblich“ unterwegs. Da sage einer, in der guten alten Zeit sei alles viel zu gemütlich zugegangen.

Die „amtlichen“ Leute gingen langsam weiter. Gesprochen wurde nicht mehr, jeder hatte zu sehr mit seinen Gedanken zu tun, und diese unchristlichen Gedanken kreisten nur darum, wie man den lästigen Konkurrenten abhalftern könnte. Und immer näher kamen sie, denn das wußten beide: Wenn sie zur selben Zeit beim „Häär“ vorsprachen, bekam jeder nur die Hälfte.

Das erste große Tor hatten sie schon passiert und waren in das Falkenluster Wäldchen eingetreten. Da faßte Kobes sich ein Herz und fragte seinen Kollegen kurz und bündig: „Sag, Pokanus, wells de eigentlich och bei de Häär?“

„Och jo“, meinte dieser, „ich han jrad bei mir övverlaht, nu ben ich eimol he em Revier, un do könnt ich dem Häär ald op enem Wäg e glöckselig Neujöhr anwünsche.“

Darauf der Kobes: „Dann beß doch esu jot, un loß mich fürobb jonn, denn ich han amblich jätt zu froge.“ Dienst ist Dienst, und wer „amblich“ was zu erledigen hat, der hat den Vortritt. Daran ist nun einmal nichts zu ändern, und der Pokanus mußte, wenn auch bitteren Herzens, dem amtlichen Besucher den Vortritt lassen. Er mußte eben „drussen waade, bes der Kobes seng deensliche Sache erledigt hat“.

Kobes verschwand also im Schloß, und der Flurschütz hatte Muße, sich das herrliche Rokoko-Schlößchen des seligen Clemens August eingehend von draußen anzuschauen. Seine Laune war unter den absoluten Nullpunkt gesunken, er hätte den Kobes auf den Nordpol verwünschen können, denn dessen amtliche Dienstgeschäfte kannte er ganz genau.

Aber zum Simulieren blieb nicht viel Zeit, Kobes erschien bald wieder im Türrahmen, seinen Schnautzbart zwirbelnd und offensichtlich von seinem dienstlichen Erfolg befriedigt. Doch kaum sah er den bereits vergessenen Pokanus, als er eine Leichenbittermiene aufsetzte und mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns sagte: „Jong, do hammer allebeids Pech. Der »Häär« es net ze spreche. Do wäde mir wohl dies Dag dä lange Wäg noch ens mache mösse.“ Was war darauf zu erwidern? Pokanus flüsterte nur resigniert: „Do bliev uns anders nix övverig.“ Und beide stapften den weiten Weg zurück, schimpften über das schlechte Wetter, die teuren Stiefel und den schweren Dienst.

Einige Tage sind vergangen. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und nach dem schmuddeligen Nieselregenwetter ist klares, frostiges Winterwetter eingetreten. Wieder hat sich unser Pokanus aufgemacht und strebt wieder dem Schloß Falkenlust zu. Erleichtert atmet er auf, als er um die Tiergartenmauer kommend in die

IN MEMORIAM

Im Jahre 1967 haben wir den Heimgang nachstehender Mitglieder zu beklagen

Werkmeister Hermann Eul, Frechen, Dürener Str. 93

Johannes Boley, Brühl, Bonnstr. 168

Frau Walburga Ferrauti, Pingsdorf, Buschgasse 2

Frau Maria Roß, Brühl, Kaiserstr. 61

Pfarrer i. R. Franz Brors, Radevormwald

Peter Schweinheim, Köln, Hohenzollernring 28

Frau Paula Schwenke, Brühl, Karl-Schurz-Str. 2

Fritz Marti, Brühl, Comesstr. 42

Frau Christine Hennies, Brühl, Rheinstr. 105

Wilhelm Knappick, Brühl, Kurfürstenstr. 58

Wir werden der Verstorbenen stets in Ehren gedenken.

Falkenluster Allee einbiegt und sich vergewissert, daß weit und breit kein Mensch und kein hochgeklappter roter Mantelkragen zu sehen ist. Frohgemut nähert er sich dem Schloß, und bald steht er im barocken Kabinett dem „Häär“ persönlich gegenüber und sagt ihm sein wohleinstudiertes Sprüchlein mit dem Wunsch für ein „glöckselig Neujöhr“.

Der „Häär“ dankt und gibt dem wackeren Flurschützen eine gute Zigarre, so eine mit Bauchbinde, und meint, der Kollege, der dieser Tage schon vorgesprochen habe, habe ihm wohl das ihm zuge dachte Teil des „Neujöhrchens“ inzwischen überbracht.

Pokanus traute seinen Ohren nicht, so eine Gemeinheit hätte er dem Kobes nicht zugetraut. Jetzt darf er ihn aber nicht blamieren und so sagt er denn: „Nä, Häär, ich hann dä Kobes noch net gesenn, und hä hät mir och noch nix gegävv.“ Nun, der Häär ist großzügig, und Pokanus erhält das gleiche, was Kobes eigentlich für zwei erhalten hat, und hochbefriedigt verläßt er das Schloß.

Spornstreichs rückt er dann aber seinem Kollegen auf die Bude, um ihn wegen seiner Schlechtigkeit zur Rede zu stellen und ihm zu sagen, was er vom „Häär“ erfahren hat. Aber Kobes hat ein dickes Fell und meint nur: „Häb du nix kräge?“ Worauf er die Antwort bekommt: „Hä hät mir noch ens et selve gävv mösse, watt er dir och gegävv hät.“

Worauf Kobes die logische Schlußfolgerung zieht: „War et dann su net richtig? Der Häär hät mir net jesaat, dat ich deele möht, ävver ich mene och su, für Neujöhr anzewünsche, soll mer nie zu zweie jonn, denn dann kritt jeder nur de Hälefte.“ Und so werden die beiden Wackeren es dann auch in den späteren Jahren immer gehalten haben.